

Feuilleton

Ein spirituelles Panoptikum

Ein Besuch
der Kunstplattform
REH-transformer

VON IRMGARD BERNER

Wie im Bauch eines umgedrehten Schiffsrumpfs fühlt es sich hier drinnen an. Die schräg nach außen gekippten Wände und die niedrige Decke sind nahtlos mit hellem Sperrholz verkleidet. Alle paar Meter verspringt die Architektur teleskopisch, macht den Raum nach hinten hin weiter. Dort hängt eine kleine Videoleinwand, Luftaufnahmen zoomen über einen mexikanischen Azteken-Tempel. Auf dem hellen Boden liegen wie für eine Kulthandlung ausgebreitet Alltagsobjekte, Cola-Dosen und Fliesen sowie drei schwarze Kreise mit aus Ton geformten Symbolen darauf.

„Panopticonthera Subobscura“ heißt diese Installation von Marco Schmitt. Die Arbeit fügt sich spiritistisch in den futuristisch anmutenden Raum, dessen Ästhetik durchdrungen ist vom Zukunftsoptimismus seiner Entstehungszeit, um 1960. REH heißt diese mit Kunst besetzte Halle. Das Akronym steht für „Raumerweiterungshalle“, ein architektonisches Relikt aus DDR-Entwurfslaboren. Die flexible Raumkonstruktion, in Serie als mobile, transportable Containerhalle gebaut, die auch noch mit elegantem Design überraschte, konnte man überall aufstellen, wo gerade Platz war. So wie an dieser Ecke in Prenzlauer Berg, wo Berlin wie aus der Zeit gefallen scheint. Die Kunst im Kiez, das Café an der Brache, die Hütte hinter der Halle; flankiert von abgewetzten Brandmauern, rückt die Gentrifizierung jedoch bedrohlich nahe. Von außen zeigt sich die silbrige REH-Hallenfront niedrig unaufdringlich, das verblichene „M“ über der Tür erinnert an Mitropa.



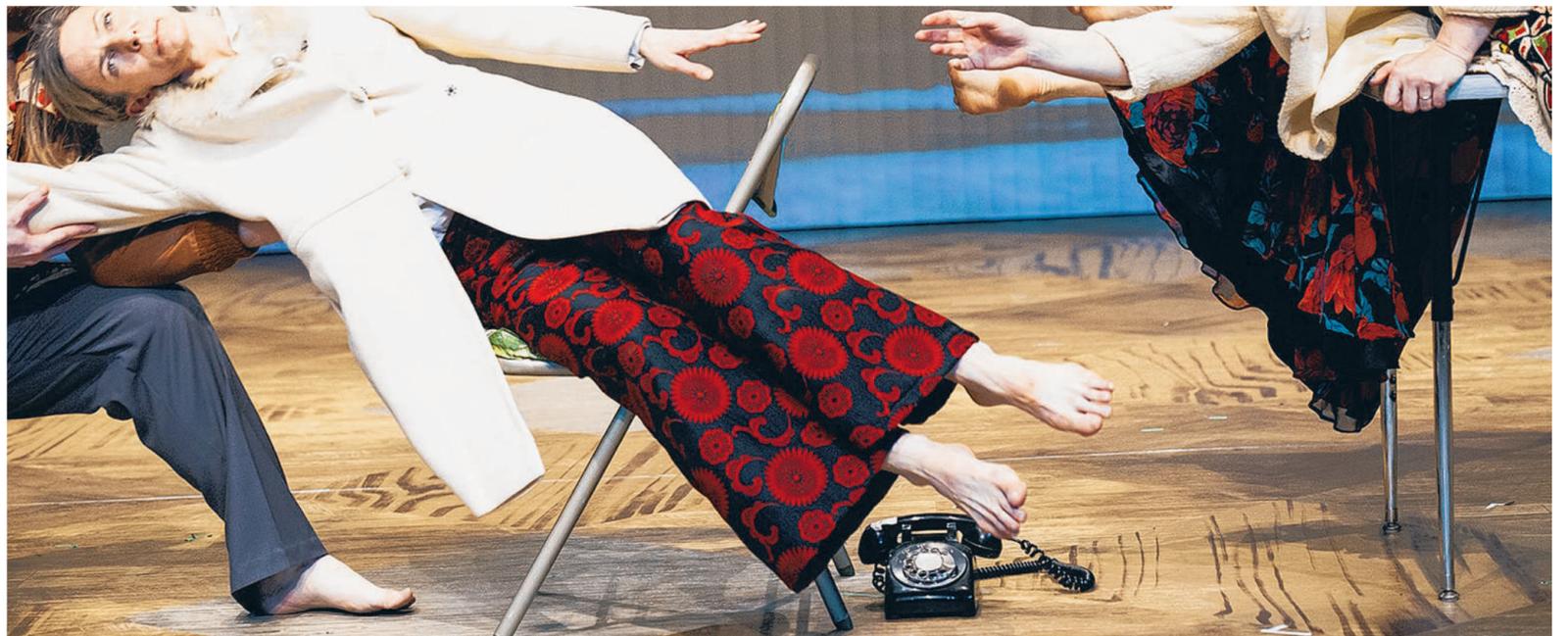
EH-TRANSFORMER/MARCO SCHMITT
Marco Schmitt und sein „Panopticonthera Subobscura“

Für den Kurator Marcus Kettel steht die ursprüngliche Funktion der „sich erweiternden Halle“ heute als Metapher für sein Programm. Anfang 2014 hat er hier die Federführung des seit 2011 temporär als Kunstplattform genutzten Ortes übernommen. REH-transformer nennt er sein kleines Reich. Raumlabor und Generator zur geballten künstlerischen Energieerzeugung, das die Parameter Mobilität und Flexibilität genauso aufgreift wie das Experiment.

„Null Budget, small space, high level art“, sagt der umtriebige, gebürtige Stuttgarter, „Holistisch“ will er die Kunst verstanden wissen, die hier zu sehen, interaktiv zu erleben und mitunter in Workshops zu erlernen ist. Er stellt internationale Künstler und Gastkuratoren vor, in Diskursen über Raum, Zeit, Identität und Gesellschaft sollen die traditionellen Grenzen der zeitgenössischen Kunst hinterfragt werden, wie es bereits die Israelin Rachel Monosov oder der Grieche Nicos Charalambidis mit Projekten taten.

Derzeit gibt es also den jungen Künstler Marco Schmitt zu entdecken, der Video, Readymades und Performance verknüpft. Während einer Stipendiumszeit in Mexiko erforschte er das „subobskure“ – das hinter der Dunkelheit versteckte – Panoptikum, holt es nun ans Licht. Er geht zurück bis zu den kulturellen Wurzeln der Azteken, über die spanische Eroberung nach Columbus, die revolutionären Aufstände im 20. Jahrhundert bis heute. Es ist eine Metamorphose aus der Vogelperspektive, das Video zeigt einen Drohnenflug über Tempelanlage und Trabantenstädte: Herrschaftssymbole und Zentren der Macht. Ganz im Sinne des REH-transformers transformiert es den Raum zum spirituellen Panoptikum.

REH-transformer, Kopenhagener Str. 17, Besuch n. Vereinbarung: www.rehtransformer.com. Finissage: 30. August, 19 Uhr.



Das Big Dance Theatre begab sich im HAU 1 in die Waagerechte.

TANZ IM AUGUST/BRAD HARRIS

Einmal Punk, immer Punk

Michael Clark zeigt Altes neu, das Big Dance Theater ist endlich in Berlin und HipHopper aus dem Kongo rocken die Sophiensäle

VON MICHAELA SCHLAGENWERTH

Michael Clark steht kurz selbst auf der Bühne. In schwarzem Kittel und Ringelsocken zieht er einmal über die Diagonale, trifft sich in der Mitte mit einer seiner Tänzerinnen. Schief und freundlich grinsen sie sich an, lassen die Arme zirkulieren und dann ist er auch schon wieder verschwunden.

Es gibt Künstler, die sich ihr Leben lang mit ihren eigenen Legenden herum schlagen müssen und Michael Clark gehört unbedingt dazu. Irgendwann in den 90er-Jahren hat man ihn im Hebbel-Theater zum ersten Mal gesehen, mit einem unglaublichen, verstörenden Stück, in dem Clark miteinander kreuzte, was eigentlich nicht zu verbinden ist, vor allem Punk mit klassischem Ballett. Er war da längst ein Superstar der internationalen Tanzszene, eng mit den Größen des Punk wie den Musikern von The Fall befreundet und stand schon kurz vor seinem Zusammenbruch: Heroinsucht, Entzug und eine darauf folgende langjährige Schaffenskrise. Immer wieder, wenn man später ein Stück von Michael Clark sah, sah man den Künstler mit, der er einst gewesen

war. Einen mit einem Werk und einem Nimbus, übergroß und uneinholbar für ihn selbst.

„animal / vegetable / mineral“ heißt nun der dreiteilige Abend, den die Michael Clark Company im Rahmen vom Tanz im August im Haus der Berliner Festspiele zeigt. Und auf einmal, beim Zuschauen, verlässt einen dieses Gefühl, dass hier einer unfreiwillig unauffällig der eigenen Geschichte hinterherläuft – oder vielmehr vom Zuschauer immer wieder in diesen Vergleich gezwungen wird. So poetisch und leicht ist dieses Stück und so federleicht, bei aller harten Arbeit, die die sechs Tänzer leisten müssen. Denn ganz altmodisch arbeitet Clark mit einer klaren geometrischen Ordnung, mit vielen Geraden und Diagonalen im Raum wie in den Körpern. Auch wenn laszive Hüftschwünge und coole Posen sich verbinden: Gerade gestreckt werden die Beine und die Arme, getanzt wird in sauberer neoklassischer Technik. Ganz so, als hätte es die Dekonstruktion des klassischen Balletts nie gegeben, das Zerstückeln und Auflösen der Linien, das Schlingern der Bewegung in alle möglichen Richtungen.

Man muss kurz an die Eröffnungsrede von Virve Sutinen denken, der neuen Festivalleiterin, die zum Auftakt ziemlich charmant erklärte: „Yes, I love the Eighties.“ Sie schätzt die 80er-Jahre, neben vielen anderen, zu dem sie sich auch bekannte. Michael Clark, der aus einfachen Verhältnissen aus Schottland kommt und an der Londoner

„Yes, I love the Eighties.“

Virve Sutinen,
Leiterin von Tanz im August

Royal Ballet School ein Ballettwunderkind war, bevor er mit 19 Jahren nach New York desertierte, wo er sich zunächst der Punk-Choreografin Karol Armitage anschloss, hat etwas sehr proletarisch bodenständiges: einmal Punk, immer Punk.

Seine Arbeiten atmen den Geist der 70er- und 80er-Jahre. Aber wie Clark dies jetzt in „animal / vegetable / mineral“ transzendiert, das ist von großer, schwereloser, zeitlosem Schönheit. Was unbedingt auch viel mit der ebenso schwerelosen

und entrückten Musik der Postpunk-Band Scritti Politti zu tun hat. Mit sechs Songs aus deren Album „White Bread Black Beer“ wird in schwarzen Kitteln das erste Drittel des Abends bestritten. Zu Image Ltd. und den Sex Pistols wird noch eine interessante Schleife gezogen, zur Musik von Relaxed Muscle fällt der Abend dann allerdings, das muss man leider sagen, in ein enttäuschend illustratives Tanz-Posieren mit Video ab.

Mit viel Neugier erwartet wurde auch das Big Dance Theater, das 1991 gegründet, eine feste Größe in der internationalen Performance-Welt ist. Im vergangenen Jahr haben deren Leiter ein Stück mit Mikhail Baryshnikov inszeniert. Es ist ein Rätsel, warum diese Gruppe bislang nie den Weg nach Berlin gefunden hat. Auch wenn „Alan Smithee Directed This Play“, mit dem sie nun im HAU 1 gastiert, vielleicht nicht ihre allerbeste Arbeit ist: Wie die Performer das melodramatische Pathos aus „Doktor Schiwago“ zitieren, es mit der gedrückten Coolness aus „Vier im roten Kreis“ und texanischem Mittelstands-drama aus „Zeit der Zärtlichkeit“ kreuzen, wie

das alles völlig zerschnipfelt in Mini-Fragmenten dahin fließt, das hat Kraft, Intelligenz und Charme. Vielleicht, denkt man am Ende, sollte man noch einmal „Doktor Schiwago“ lesen. Und das ist bestimmt nicht der schlechteste Vorschlag, mit dem man ein Theater verlassen kann.

Noch am selben Abend lassen es drei HipHopper, eine Sängerin und einer DJ in den Sophiensälen krachen „Kinshasa Electric“ heißt das Stück. Die drei Tänzer, Popaul Amisi, Jeanott Kumbonyeki und Joel Makabi Tenda, kommen aus dem Kongo, die DJ Baba Electronica ist Deutsch-Israelin und die Choreografin Ulla Sickle lebt in Brüssel. Es ist ein Stück aus einer globalen Clubwelt, die Lokales und Internationales zu verbindet. Mit einem Gefühl für Timing und mit ziemlich virtuosem Tanz. Jetzt ist man gespannt, wie es weitergeht, vor allem auf die Gruppe La Veronal, die wie keine andere des Festivals als großer Geheimtipps gehypt wird.

Tanz im August noch bis 31. 8. Karten unter Tel.: 25900427 oder 2835266

Tiki-Taka ist dummes Zeug

Für ein Buch begleitete Martí Perarnau den sonst so medien-scheuen Fußball-Trainer Pep Guardiola das ganze erste Jahr beim FC Bayern München

Der spanische Journalist Martí Perarnau begleitete ein Jahr lang den Fußballtrainer Pep Guardiola. Er beobachtete ihn bereits in Barcelona, wo er berühmt wurde. Diesmal begleitete er ihn während seiner ersten Saison beim FC Bayern München. Das Buch „Herr Guardiola“ erscheint am 29. August im Verlag Antje Kunstmann (432 S., 19,95 Euro). Perarnau, Jahrgang 1955, mag nicht nur Fußball. Er war spanischer Meister im Hochsprung.

Señor Perarnau, wer kam auf die Idee, Ihr Buch über das Jahr eins von Pep Guardiola beim FC Bayern „Herr Guardiola“ zu nennen?

In Spanien nennt man ihn nur „Pep“. Daher lautet der Titel der spanischen und katalanischen Version „Herr Pep“. Hier in Deutschland fiel mir auf, dass die Journalisten ihn höflich mit „Herr Guardiola“ anreden.

Sie haben Pep und den FC Bayern ein Jahr begleitet. Ihr Buch ist eher Dokumentation des Arbeitsalltags denn Biografie.

Richtig. Ich habe in der letzten Saison etwa 200 der insgesamt 279 Trainingseinheiten gesehen, die Hälfte der 56 Spiele live im Stadion, den Rest im TV.

Sie waren der Mann im Gartenstuhl.

Ja, der „in the corner“, der in der Ecke. Auch bei den geheimen Übungseinheiten, für Medien und Fans geschlossen, durfte ich beim Kabineneingang in einem Stuhl sitzen. Als stummer Beobachter.

Mit Kamera und Notizblock.

Nein, Pep hatte mich das Vertrauen geschenkt, er und der FC Bayern das Projekt akzeptiert. Also wollte ich für wenig Aufsehen sorgen. Ich habe mir alles gemerkt, bin schnell ins Hotel und habe all meine Gedanken und Beobachtungen niedergeschrieben.

Sie haben ein Jahr im Hotel gewohnt?

Ich wollte zunächst für meine Frau Loles und mich eine Wohnung mieten. Doch sie hatte die bessere Idee: Also verbrachte ich jeden Monat zehn, zwölf Tage in München und flog wieder nach Madrid. Meine Frau hatte wie immer recht. Dadurch, dass ich nicht jeden Tag bei Pep und den Bayern war, bekam ich etwas Distanz. Es ist wie mit Kindern: Wenn du sie jeden Tag aufwachsen siehst, erkennst du die Entwicklungsstufen nicht so gut wie ein Onkel, der alle paar Wochen vorbeikommt.

Die Trainingseinheiten und Spiele waren das eine, die Gespräche mit Pep für Sie aber wichtiger.

Ja. Wir haben uns jeden Tag unterhalten, mal fünf Minuten, mal eine Stunde oder länger. Wie es eben gepasst hat, ich habe mich nicht aufgedrängt. Entweder in seinem Trainerzimmer an der Säbener Straße oder im Restaurant, aber nie zu Hause bei seiner Familie. Das war für mich tabu.

Pep Guardiola gibt keine Einzelinterviews, wirkt unnahbar. Sie aber



DPA/AP/MATTHIAS SCHRADER

Sein Objekt der Beobachtung: der Bayern-Trainer Pep Guardiola.

durften sogar geheime Übungseinheiten mit ansehen. Haben Sie immer die Aufstellung gewusst?

Na ja, öfter. Aber ich konnte es nicht verraten, das hätte mein Buchprojekt zerstört. Zu Beginn hat mich Pep getestet: Während des Trainingslagers im Trentino erzählte er mir, dass Thiago von Barcelona zu Bayern kommen werde. Einfach so. Ich dachte: Wahnsinn, Thiago! Ich habe es nicht mal meinem Sohn erzählt. Erst eine Woche später sagte er in einer Pressekonferenz den berühmten Satz: „Thiago oder nix!“. Ich war erleichtert, weil ich nun nicht mehr dieses Geheimnis mit mir herumtragen musste.

Sie kannten ihn von Ihrem ersten Buch über die Barça-Jugendschule „La Masia“ und sind mit seinem Berater Manel Estiarte befreundet. Was haben Sie während Ihrer Pep-Studie Neues an ihm entdeckt?

Zwei Dinge: Er ist ein guter Kerl, keine Spur von Arroganz. Und er ist sehr ehrlich und direkt – kein Schauspieler wie andere große Trainer. Womöglich bräuchte er ein größeres Schutzschild.

Können Sie seine Spielphilosophie in wenigen Worten erklären?

Er will den Ball haben und den Gegner dominieren.

In Ihrem Buch sagt Pep: „Wir müssen die Organisationsstruktur des Gegners durcheinanderbringen. Immer. Das ist unser Ziel.“

Und er hasst Tiki-Taka, sich den Ball einfach nur zuzuspielen. Ich zitiere aus dem Buch: „Das ist dummes Zeug und führt zu nichts. Man muss den Ball in einer bestimmten Absicht in den eigenen Reihen halten, in der Absicht nämlich, vors

gegnerische Tor zu kommen und Schaden anzurichten.“

Kein Tiki-Taka, das Erfolgsmodell Barcelonas und der spanischen Nationalen?

Nicht das sinnlose Passen. Anfangs, bei einem Match im August 2013 gegen Nürnberg, machten seine Spieler das: Hin und her, quer und zurück. Sie wollten brave Schüler sein, verstanden ihn noch nicht. Für Pep war es einer der Schockmomente des Jahres, neben dem 0:4 im zweiten Champions-League-Halbfinale gegen Real Madrid,

Was war sein bestes, nahezu perfektes Spiel?

Das 3:1 bei Manchester City im Herbst, die zweite Halbzeit beim 2:0 in Arsenal im Frühjahr. Wundervoll. Totale Kontrolle, schnelle Pässe und Spielverlagerungen. Und noch eine Partie, eine Niederlage.

So? Welche denn?

Das 0:1 bei Real. Bayern war sehr gut, dominant – im Bernabéu-Stadion! Leider haben die Tore gefehlt.

Leider? Sind Sie nun Bayern-Fan?

In diesem Jahr war ich kein Journalist, also musste ich einmal nicht neutral sein. Ja, ich habe mich bei Siegen für Bayern und Pep gefreut. Wir sind Freunde geworden.

Wäre es für Ihr Buch nicht besser gewesen, er hätte den Triple-Gewinn wiederholt – oder wäre gar entlassen worden?

Es ist so, wie es ist. Das Leben ist immer Komödie und Tragödie. Und das Buch dokumentiert ein Jahr im Leben des FC Bayern.

Interview: Patrick Strasser